

Die Mutter

Autor(en): **Reinhart, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In Bechern perlt der goldene Wein,
 Böller knallen ins frohe Gelag,
 Raketen steigen, die Nacht wird zum Tag.
 Ha, solch auserwählte Stunden
 Hast du im Walde nicht gefunden!
 Lächelt der Wilde leis in den Bart:
 „Wir sind wohl nicht von der selben Art.
 Ich gönne dir beides, Schwielen und Schweiß,
 Ich gönne dir gern auch den mageren Preis!“
 Damit trollt' er sich feldein.

Ein Eichbaum träumte im Mittagschein
 Stolz und still zwischen Matten und Moor.
 Spielend glitt er am Stamm empor.
 Ich sah ihn hoch im Wipfel sich wiegen —
 So pflegt' ich mich als Kind zu vergnügen . . .
 Jetzt wollt' mein Acker mich nimmer verstehn:
 „Willst du noch lang ins Blaue sehn?
 Wer nicht schafft, der soll auch nicht essen!“
 Ich schwang die Hacke — der Spuk war vergessen.

Alfred Huggenberger.

Die Mutter.

Erzählung von J. Reinhart, Schönenwerd.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Auf der Sonnhalbe hinterm Dorf im Tal lief die Arbeit heut auf eiligen Füßen; denn morgen ist Herbstmarkt in der Stadt, und da sollen die Hände fertig einbringen, was sie morgen versäumen. Aber der Bauer und die Bäuerin müssen allein die Arme rühren; denn die Mutter, die macht Feiertag: der große Sohn, der Friedel, hat geschrieben aus der fremden Stadt, daß er heimkehren will, und schon die ganze Woche ist die Mutter im Fieber gewesen wie ein Kind vor Weihnachten.

Aber sie hatte doch nicht Feiertag, die Mutter. Aus dem Garten kam sie, ein Bündel Grünzeug behutsam in der Hand. Ehe sie unter das breite Hausdach trat, wandte sie sich um und spähte zwischen den hängenden Obstbäumen hindurch auf die Straße, die ihr den Sohn vom Dorf her bringen sollte. Ein paar Sekunden stand sie da, wandte sich dann zur Stiege, die zu ihrem Altentüschchen führte. Auf dem obersten Tritt aber hielt sie nochmals an, und ihr Blick ging über Dorf und Straße hinaus und blieb in der Dämmerung der Ferne haften.

Ein Strahl der Sonne, die schief durch die Kronen unter das Hausdach schien, traf die hohe Gestalt, daß sie in ihrem dunkeln Kleid und Haar, das noch in schweren Strähnen in die Schläfen fiel, im dämmerigen Raum der Treppentriege wie eine Bibelfigur auf einem Niederländer-Bilde stand. Ihre eine braune Arbeitshand stützte sich auf die Lehne der Stiege, und die Sonnenfarbe und die Mühsalrunzeln darauf vermochten nicht, die Linien einer ursprünglichen Feinheit zu verbergen. Auch ihr Gesicht sprach nicht von Bauernsorge allein, es lag in den grauen Augen weihertief wie der Abglanz von schönen Bildern, die ein Weitgereister aus der Fremde nach Hause trägt. Das leuchtete hinten in diesen Augen wie zwei tapfere Fensterlein in einem braven alten Haus, dem manches Sturm- und Hagelwetter die Mauern mürbe gepeitscht. Tief hatten sich vier oder fünf Furchen auf die hohe Stirn gegraben und dazu noch zwei, die schroff von der Wurzel der fast geraden Nase anstiegen, und um den Mund liefen zahlreiche Gräbchen. Aber hinter diesem Seelenhäuslein lebte es noch, drinnen brannte noch hell ein Lichtlein, das flackerte dem großen Sohn entgegen, der jetzt schon manches Jahr ausgeflogen und in der Welt gewesen war; nun endlich soll er wieder einfliegen ins alte Nest der Heimat.

„Ja, der könnte bald da sein jetzt, der Schlingel!“ machte sie sauerfüß, indem sie den Schritt zur Türe setzte und ins Dunkel der Altfrauenküche trat. Nachdem

sie ihr Grünzeug gerüstet, ging sie fast eilig in die Stube; das war ihr Nestchen, das sie ihr hatten auf die alte Bauernwirtschaft bauen müssen, als der Jakob mit seiner Frau den Hof übernahm und der Amtsrichter die Augen zugetan. Eng zwar war es, zwei Stüblein unter dem Schindeldach und hinten hinaus die Küche. Grad genug Licht warfen die zwei Fenster in die Stube, daß sie für ihren groben Faden das Lösslein fand und die großen Buchstaben in der Bibel, die an der Mauer seitab auf dem Tische lag. Aber die jahrvertrauten Stubenmöbel aus ihrer frühern Zeit hatte sie heraufgenommen. Das breite Bett, darin sie einst zwei Buben ihrem Mann geschenkt, den ächzenden breiten Hartholztisch und zwei von den schweren Stühlen, die noch so fest und wohlgenut dastanden wie vor dreißig Jahren; denn sie waren auch jetzt noch keine Ruhestühle, und am Abend oder am Sonntag, wenn sie darauf saß hinter dem Tisch, dann dachte die Mutter an anderelei als an ihre Feierzeit. Jahrelang mußte sie die Enkelkinder zufriedener stellen mit Gesang und Geschichten, und als die über die ersten Hörslein hinausgewachsen und nur noch in Großmutter's Stübchen kamen, wenn sie Butterkuchlein buk, da war andere Arbeit; denn die Buben brauchten Strümpfe.

Schön still wars in den langen Winternächten da oben und in den Sonntagsstunden, wenn die Arbeit drunten getan. Da störte sie kein Mensch; da rief und fragte niemand: „Mutter, habt Ihr lange Zeit?“

Dann konnte sie in Ruh sich Bilder machen, wie er jetzt wohl ausah, der Blondkopf in der Fremde, und ein wenig ängsten und sorgen, ob er gute Menschen um sich und warme Kleider habe. Jetzt in den letzten Tagen, da war die alte Frau noch weniger auf dem Stuhl geseffen, höchstens, daß sie den Brief gelesen und wiederum zur Hand genommen, tagsüber und ehe sie das Lämplein löschte. Der hatte geschrieben, und die Mutter wollte ihm zeigen, wenn er kam, daß er noch irgendwo zu Hause war.

Fast feucht noch ein wenig, weiß und fein gefegt und gesandet war der Tannenboden und die Fenster Scheiben klar wie Mädchenaugen am Kirchweihstag, mit weißen Vorhängen, die unten nach der Wand geschoben waren, daß man hinaussehen konnte, wenn er den Fußweg heraufkam.

„Ja, der dürfte kommen jetzt!“ dachte sie und trat ans Fenster. Das weiße Tisch Tuch, zu dem sie selbst einst

Flachs gepflanzt, nahm sie aus dem Schrank; sorgfältig strich sie mit der Hand darüber, wie liebevoll, strich noch darüber, als es schon glatt lag; denn ein Frühlingstag stand wie ein Bild mit weißen Wolken vor ihren Augen, und einen Acker sah sie und ein Kind am Rand, das mit Schneckenhäuslein spielte. Dann nahm sie vom Kastenrand die geblühten Teller und Tassen herunter, und als ob sie längst vergessen, wo er das letzte Mal gegessen, sprach sie sich selber zu: „Da, ja, da sitzt er gern!“ lächelte und hielt inne. Aber die Unruhe zitterte in ihr, und ihre Augen glitten durch die Stube, ob alles nun bereit. Noch die Kerze trug sie in die Kammer, hob das frischdustende Bettuch; aber der sollte heute lang nicht schlafen gehen: bis er soviel erzählt hatte, war es spät. Doch das hatte Zeit; es war noch viel zu tun da draußen in der Küche, und diese Arbeit war ihr lieb, und sie tat alles mit einer Art von Andacht. Ihr Gesicht war ernst dabei, kaum daß ein leises Lächeln wie der Abglanz ihres Glücks darüberging. Und etwa, wie sie die Kanne hob, so hielt sie inne, um zu horchen, ob nicht die Treppe seinen Schritt verrate; dann huschte ein leiser Schatten über ihr Gesicht, wenn sie nichts hörte als des Brunnens Rauhschen oder den müden Lasttierschritt der Leute da unten. Die Sonne war längst niedergegangen; die dichten Bäume standen ernst und ruhig um das Haus und warfen dunkle Schatten durch die Fenster.

Die Mutter goß Öl in die Lampe, viel bis oben aus; denn heute soll sie lange brennen, und damit es heller leuchte, schneidet sie den Docht und zündet an, deckt die Glocke drüber und stellt die Lampe an ein Plätzchen auf dem Tisch, daß sie durch das Fenster weit sichtbar ist und ihn traulich lockt, wenn er über den letzten Rain vom Dorfe kommt.

Jetzt eilig wischt sie die Hände rein, wirft dabei noch einen Blick ins Spiegeln an der Wand und streicht sich das Haar glatt, das bei der Arbeit ein wenig aus der Ordnung gekommen. Fast lächeln mußte sie, als ihr zwei rote Bäcklein aus dem Spiegelglas entgegenlachten; sie konnte noch lang sich ihres Sohnes freuen, wenn 's Gottes Wille war. Mit einem tiefen Seufzer, wie wenn man eine leichte Wolke vom Herzen schiebt, trat sie vom Fenster, als immer und immer noch die Straße mit fremden Gestalten tauschte, die am Hügel herauf und näher kamen.

Als die Lampe wieder auf dem Tische stand, mußte die Mutter schon gar genau durchs Fenster sehen, wenn sie die schwarzen Punkte auf der Straße noch erkennen wollte; aber sie hörte, wie in der Brust das Herz laut pochte, wenn sie losste*) und lauschte, und die Bäume standen auch schwarz und ernst in der Wiese.

Einmal horchte sie auf; von unten drangen Stimmen. Sie ging hinaus, blieb wieder stehen und stieg die Treppe hinab.

„Er ist immer noch nicht da!“ sagte sie zum Jakob, der am Brunnen mit der Laterne den Klüßen zur Tränke pfliff.

„Wer?“ fragte er. „Aha, der andere!“ Und er pfliff lauter, als ob er das Versäumte bei dem Vieh einbringen mußte.

*) horchen.

Die junge Frau kam mit dem Zuber aus der Tür, fragte: „Ist er noch nicht da? O, der find't den Weg!“ Dann redete die Junge von anderen Dingen: wie die Arbeit ihnen heute schwer an die Hände gekommen, wie sie müde sei und froh, daß bald der Feierabend da. Diese Rede schnitt der Mutter ins Herz; es tat ihr weh, daß man Steine in ihr Sorgengärtlein warf. Sie strebte in ihr Stübchen hinauf, wo alles um sie in seiner treuen Herrichtung mit ihr auf ihn zu warten schien, und das Licht der Lampe, das weiße Tischtuch, die glänzenden Tassen und Teller, das alles sprach mit leisen Worten: „Sei ruhig, er muß kommen! Wir sind da und warten auch!“ Aber nicht lang, so waren es Gegenstände, wie sonst und eh, und blieben stumm, und sie war allein mit ihrer langen Zeit, und das Ticken der Uhr tat ihr weh; denn es tönte heraus, wie wenn eine heißere Stimme rief: „Mit cho! Mit cho!“ Von Zeit zu Zeit hörte sie aus der Bauernstube herauf ein gleichgültig Wort, einen Tadel, ein Zanken und Schelten oder ein rauhes Lachen; sie hatte gedacht, daß man in diesem Hause am Tag von ihres Sohnes Heimkehr in Wort und Red ein wenig Andacht trüge.

Wie vor rauhen Lüften rettete sich ihre Sehnsucht, als sie das Kästchen vom Schrank nahm, darinnen Friedels Briefe lagen. Karten und Papiere mit fremdländischen Marken. Sie mußte lächeln, wie wenn sie in zwei spiegelreine Augen sähe; denn sie wußte, daß die feinen Buchstaben nur ihretwegen, wie mit dem Meißel gestochen, so schmuck und fein dastanden.

Auch Zeitungen waren bei den Briefen, worin zu lesen stand, daß er ein Künstler sei, und ein schwächtiges feines Büchlein lag daneben. Es hieß, das hätt' er in die Welt gesetzt. Aber sie konnte das nicht glauben, daß die kurzen Verse und Strophen Lieder wären, die hundert und tausend Herzen wie mit feinen Silberstimmlen rühren konnten. Sie hatte auch schon hundert Mal gelächelt und wohl auch mit den Augen gezwinkert und drinnen ein Tränlein zerdrückt, wenn sie die einfältigen Gedichte gelesen und es in ihrem Ohr doch wie von einer feinen Melodie geklungen. Das war wohl keine große Kunst oder waren Dinge, wie man sie schon vor hundert Jahren gedacht und gesungen, vom Mütterlein, vom Haus daheim, von Wald und Weid und von der Welt der Tierlein. Und noch etwas stand darin. Oft hatte sie den Kopf geschüttelt, wie man zu einem dummen Späßlein lacht. Vom Schatz stand auch darin! Wie ein Gärtlein mit munterm Blumenpiel hatte sie das Büchlein von Zeit zu Zeit angesehen. Heute leuchteten die Liebeslieder hervor wie grellfarbige Blumen. Auf einmal legte sie das Büchlein nieder, nahm es wieder zur Hand, und sie spürte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg. Vielleicht, so war es doch nicht Spaß gewesen, vielleicht floß doch in all den leichten Flatterdingen Blut von seinem Herzen...

Immer hatte sie heiter gelächelt ob seines Nebenspiels: „Wenn er nur sonst ein rechter Mensch ist, den sie brauchen können in der Welt, so mag ich ihm die Freud wohl gönnen, Verslein zu schmieden!“

Jetzt schaute aus den unschuldigen weißen Blättern ein ernstes Gesicht heraus mit zwei großen schwermühtigen Augen, die über die Mutter weg in die Weite sahen.

So war sie denn nicht mehr allein: eine andere

wollte auch noch an freundlichen Blicken, an seinen Augen wohl leben, wie sie . . .

Haftig, als wäre eine hohe Zeit zu versäumen, schloß sie das Kästchen mit den Briefen, legte es an seinen Ort, stand auf und ging zum Fenster, schaute mit vor gebeugtem Kopf zum offenen Flügel hinaus. Aber da tönte kein Schritt herauf; ein spätes Heimchen zirpte irgendwo, und ein überreifer Apfel fiel auf den harten Boden. Wie eine dunkle Wand lauschte der Tannenwald; darüber zogen eilige Wolken mit silbernen durchsichtigen Rändern; über dem Dorf standen sie auf, schienen eine Zeit lang über den Häusern zu stehen, kamen eilig her, über die Hofstatt, die Bäume mit dunkeln Flecken streichend, und zogen rasch, als ob sie ferne Ziele hätten, am Himmel vorüber. Keine der lichtdurchwebten Gestalten begleitete ihren Sohn.

Im Dorf mußte er sein; die paar Lichter blinzelten wie spöttische Neuglein. Das Doktorhaus, das war in jener Richtung. Wenn er dort sich aufgehalten und seine Mutter vergessen hatte! Ein Bild sah sie aus der Zeit, da Friedel ein Knabe war. Ein Mädchen stand vor ihren Augen, sie sah es draußen stehen; Friedel hatte eine Schachtel mit grünen Blättern gebracht und zeigte ihm einen Schmetterling, der eben ausgeschlüpft. Sie lachte still und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du, laß ihn fliegen!“ Er schaute ihr lange und stumm in die Augen; dann ließ er ihn frei und blickte ihm nach, auch als er schon über den Garten geflogen. Das hatte sie einst am Fenster gesehen, während der Doktor drinnen die Hand des kranken Mannes fühlte und den Pulsschlag zählte. Später hatte der Knabe am Tische ab und zu ein Wort von dem Mädchen gesprochen, wenn von Spiel und Schule die Rede war, dann nie mehr. Rot war er einmal geworden, das wußte sie jetzt noch, als er Abschied nahm und ihn der Bruder neckte: „Du, vergiß das Doktorhäusle nicht!“ Drüber waren wieder Jahre hingegangen und manches Wort und manches Bild verwischt. Alles das hörte sie jetzt wieder wie aus warmem Mund und sah es leibhaftig vor Augen, und als ob's eine neidische Stimme ihr ins Ohr geflüstert, war ihr gewiß, daß er im Dorf weilte. Und es war ihr dabei, daß sie schwerer atmen mußte. Dann schüttelte sie lächelnd den Kopf: Wie man Dummheiten träumen kann, wenn man plangen muß! Da schlug die Wanduhr und schreckte ihre Sehnsucht auf wie ein banges Reh. Sie nahm ein Tuch von der Stange.

Es ist ein schöner Abend, und er wird Augen machen, wenn er dich mitten auf der Straße in die Arme nehmen kann. Wär' sie jünger, wollte sie ihm ein wenig Schrecken einjagen zur Strafe, daß er die Mutter so lange warten ließ, der böse Bub!

Sie ging unter lauschenden Bäumen hin, der einzige Mensch in später Nacht, der nicht in seinem Neste war. Als sie auf der Straße stand, die zum Dörflein führte, dachte sie daran, daß er jetzt wohl am andern Ende ihr zustrebte, ohne zu ahnen, wie sie ihm selber näher kam. Und es dünkte sie schön zu denken, daß zwei mit jedem Herzschlag ihrem Wiedersehen entgegengingen. Behutsam maß sie ihren Schritt, hielt einmal an und lofte hinaus mit leisegehobenem Kopftuch, daß ihr's der Wind nicht in die Stille flattern ließ. Dann ging sie weiter, immer sachte die Schritte setzend; denn je kür-

zer die weiße Strecke bis zum Dorf war, desto rascher schlug ihr Herz. Wie eine gnädige Richterin wollte sie ihm Frist und Weile schenken, indem sie sparsam und immer gemessener ihren Weg abschnitt. Die Lichtlein waren seltener geworden. Nur noch eines blinzelte schon aus einem rebenumzogenen Hausgiebel herüber. Dort war sie oft gewesen, beim Doktor. Jetzt blieb sie stehen, weiter konnte sie nicht gehen; die Straße teilte sich in zwei, drei Zweige, die alle nach der Stadt hinführten.

Umkehren und die Nacht und Langeweile weiter spinnen, davor graute ihr fast. Sie schloß das Kopftuch fester und biß die Lippen zusammen wie in verhaltenem Anmute. Dann schritt sie entschlossen wieder aus, lenkte in den Seitenpfad, der zum Doktor führte. Einmal mußte sie anhalten, die Hand aufs Herz legen und tief einatmen, daß es da drinnen ein wenig ruhiger ward. Sie mußte lächeln, da sie fast wie ein Dieb unwillkürlich leiser schritt. Und dann hielt sie an, heiß fuhr es ihr über den Nacken; es ist eine Dummheit von einer alten Frau, wie ein Dieb auf leisem Fuß die Häuser zu umschleichen.

Längs der Straße ging eine dichte Weißdornhecke, den Staub und neugierige Blicke abzuhalten. Die Mutter horchte auf und lauschte. Der Springbrunnen plätscherte im Garten irgendwo, sonst war schlafende Stille da drin; in einem Fenster am Hause brannte ein schwaches Licht. Die Mutter stand auf der Straße vor einer Öffnung in der Hecke, die ein blätterloser Ast freiließ, sah und fuhr langsam zurück. Auf einer Bank nah der Tür, wo der Mond sein Licht an die Wand hinwarf, saßen zwei Menschenkinder. Keines sprach ein Wort; unbeweglich wie im Anblick eines schönen Bildes saßen sie da. Einmal wandten sie ihre Gesichter einander zu, wie um zu trinken; dann blickten sie wieder in die Nacht hinaus. Das Gesicht des Sohnes hub sich von der weißen Mauer ab: schärfer hatte die Zeit und Fremde seine Züge herausgeschnitten, höher schien seine Stirn, feiner die Linie, die sich in leisen Bogen aus der Wurzel hob. Mit großen Augen starrte die Mutter einen Atemzug lang auf das Paar, das ihr das Mondlicht hell beleuchtete. Noch ein paar Augenblicke blieb sie stehen, wie um sich auf den Weg zu besinnen. Dann kehrte sie sich um, setzte langsam einen Fuß um den andern vorwärts, den Kopf gesenkt, wie eine, die mit schlimmer Kunde aus dem Doktorhause kam. So war sie auch schon diesen Weg gegangen, als sie für den Mann zum Arzt gewesen. Schwere schien ihr Fuß geworden, trüber ihre Augen. Sie ging ohne Gedanken, nur mit einem dumpfen Schmerz im Herzen. Auf der freien Straße bei einem großen Apfelbaum hielt sie an, meinte, sie müßte eine Stütze suchen, sie lehnte sich an den Stamm. Was sie noch ans Leben geheftet, dieses farbige Band war nun zerrissen, und trüb schien ihr das Leben, wenn sie nichts mehr hoffen konnte. Was tat sie noch, da ihre Arme nun auch weß geworden und die Liebe der Kinder von ihr abgefallen?

Als sie aufschaute, standen die Bäume im Dunkel, der Mond war hinter den Wald hinabgegangen. Wo leuchtete er jetzt wohl? Einem andern Land und andern Menschen. Ein Apfel fiel vom Baume, unter dem sie stand, und rollte seitab ins Gras; es rauschte ein wenig in den Zweigen, ein welches Blatt kam langsam nach;



Jakob Welti, Bollikon.

Burenaiteli.

dann war es wieder still. Sie war auch solch ein Baum, von dem alle Frucht gefallen. Und der Apfel fragt nicht nach seinem Baum; der Same sucht selber seinen Boden und treibt einen eigenen Stamm aus ihm. Auch sie hatte einst sich losgelöst und hatte eigenen Boden gesucht und war ein Baum geworden. Mit Tränen hatte sie ihr Vaterhaus verlassen, ein wenig Heimweh hatte sie je und je wieder heimgetrieben, ein- oder zweimal im Jahr, dann seltener, bis zu jenem letzten Mal, da sie der Mutter die Augen zudrücken mußte. Dann nie mehr. Und so wird es auch ihr gehen, das ist der Lauf der Dinge. Wer will sich ihnen in den Weg stellen?

Jetzt mußte die Mutter lächeln, wie einst, wenn eines ihrer Kinder ob einer verlorenen Kleinigkeit geweint; dann trocknete sie die Augen, stand auf, ging des Weges weiter, traurig im Herzen wie ein Mensch, dem der Arzt das Unabwendbare eines Uebels gezeigt, gebeugt den Kopf wie unter dem Joch des Schicksals, das mit Leib und Seele eng verwachsen ist.

Eine Weile saß sie daheim noch auf der Bank vor dem Haus: das Bild vom Mond, vom Baum und seiner Frucht stand vor ihren Augen.

Als sie aufstand, war ihr Gesicht fast heiter geworden, wie das Antlitz eines verirrtten Wanderers, der aus dem Wald in die Helle des vertrauten Tages tritt. Und fast lächelte sie, als sie in die Stube trat.

Sie hatte es nur vergessen gehabt oder nie recht klar gedacht. Wie jener Baum, den niemand fragt: „Tut dir die Sonne wohl? Tut dir der Regen wohl?“ der Jahr für Jahr sein Laub und seine Blätter trägt, um Schatten und Frucht zu bringen und zuletzt noch Holz; so hatte sie ja auch in mühseligen Jahren die Arme geregt. Und

waren sie glücklich gewesen, war es doch nur, weil sie gesehen, daß ihr Händewerk den andern das Leben leicht und gangbar gemacht.

Als sie ins Stübchen trat, brannte die Lampe noch hell und klar, das Tischtuch mit den festlichen Tassen und Tellern lag wie vor und eh.

Mit einem Lächeln auf dem Gesicht, als ob ihre Hand etwas Liebes, Warmes berührte, räumte sie die Teller weg, faltete das Tischtuch zusammen, kleidete sich aus, wie an einem andern Abend, löschte die Lampe und ging zur Ruh.

Sie wollte nicht einschlafen und wach sein, wenn er kam mit seinem Glück; ein wenig dachte sie an die Zukunft, ein wenig betete sie, und mitten im Gebet schlug ihr der Schlaf ein Schnippchen. Er spielte ihr aber heitere Träume, Kindlein sah sie, zart, aber helläugig; mit diesen ging sie durch Gärten und Feldwege und hob die Dornen- und Unkrautranken weg, daß sie ihre Kleidlein und weißen Händchen nicht rizen konnten.

Als der Sohn heimkam, mit übervollem Herzen, stand er ein wenig still, da das Licht nicht brannte; wie er aber auf der Schwelle seiner Mutter ruhige Atemzüge vernahm, atmete er erleichtert auf; denn es war ihm ein wenig Vermut in sein Glück geflossen, als er auf dem Heimweg dachte: „Jetzt hast du deine Mutter warten lassen!“ Nun lag sie da und schlief zufrieden! Sie war halt immer eine liebe, vernünftige Mutter gewesen, dachte er, zündete eine Kerze an und leuchtete mit feuchtem Blick über ihr Gesicht, ging dann auf den Fußspitzen in seine Kammer, wo sein Lager mit frisch duftenden weißen Linnen stand.

Das Lichtgäßlein.

Erzählung von Olga Amberger, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Nur einmal im gelben, lachenden Sommer geschah etwas Neues in der träumenden Gasse. Der Schuster hatte ein sonnenreiches Zimmer übrig und vermietete es einem Hilfspfarrer an der Münsterkirche. Der war kaum eingezogen, als ihm die Küchenkräuter empfindlich scharf in die Augen stiegen, ihm schier den Atem nahmen und den sanften Geist verwirrten. Da schielte er spähend nach dem leeren Höflein der Jungfer Stäbli, das ihm ein freies lustiges Studierzimmer dachte, und wagte es, eines Tages im „untern Paradies“ einzutreten, um die Jungfer Stäbli höflich anzufragen, ob er jehweilen an Samstagabenden in ihrem ruhigen Höflein frische Luft fassen dürfe, während er seine Predigt zu überlesen habe; es sei ihm Bedürfnis, im Freien zu studieren, und da habe ihm ihr Höflein dazu passend geschienen wie ein stilles Waldwieslein. Weil er die Jungfer Stäbli Fräulein nannte, dazu eine Brille trug, was sie für etwas Solides und Gesehtes hielt, und weil er ein Pfarrer war, so schlug sie die Augen nieder und wieder auf und sagte natürlich ja, nachdem sie flink überlegt hatte, es sei eine nützliche Gelegenheit zu erbaulichem Verkehr. Denn sie war alle Sonntage fromm, besuchte andächtig die St. Elisabethen-Kapelle in seidenen Fingerhandschuhen und beteiligte sich am schwächtigen Chor des Kirchengesangsvereins, der dreimal alljährlich an Festtagen unter der wichtigen Ankündigung „Mitwirkung des Kirchenchores“ den Gottesdienst unterstützte, während der Mann mit der roten Nelke die begleitende Orgel spielte. Nun beabsichtigte die Jungfer Stäbli, diese christliche Seite ihres Wesens schon am Sams-

tag hervorzunehmen, und fing also an, sich einzurichten für den ersten Samstagabend, da der junge Herr Pfarrer in ihrem Höflein der Sommerluft teilhaftig werden wollte. Dazu stellte sie ihre Hilfe an, ein junges Mädchen, das mit der Strickarbeit im Laden sitzen mußte, um den Käusern die billigen Kleinigkeiten, wie Mattentod, Backpulver, Räucherkerzen und dergleichen, zu geben, bei Schleiernachfragen aber die Jungfer Stäbli zu rufen hatte. Sie selbst langte sich eines der muffigen Bücher heran und setzte sich an das einzige Fenster des Ladens, das sich nach dem Höflein öffnete. Des guten und frommen Eindruckes wegen, den sie auf den gelehrten Herrn zu machen hoffte, wählte sie zum Anfange das „Buch der Weisheit und der Tugend, Beiträge zur Geschichte des menschlichen Herzens“. Damit konnte sie etwas Rechtes zeigen, wenn der Pfarrer zufällig nach ihrem Lesestoff fragen würde, da sie ihm doch nicht mit den Taschenalmanachen kommen durfte. Sie gedachte nach und nach sämtliche Bücher ihres Vaters in die Hand zu nehmen, ohne sie zwar zu lesen, und dagegen Holzstücke zwischen die Fenster zu stecken. Also setzte sie sich zuversichtlich hin, legte den Rock in die richtigen Falten und wartete. Aber der Pfarrer hatte freundlich gegrüßt, sogleich begonnen, mit ernsthaften Augen in sein Heft und daneben zu sehen und auf- und niederzuwandeln, weil er durch die stete eigene Bewegung hoffte auf seine Predigt zu wirken, damit sie in einen rollenden Fluß gerate. Da blieb sie ruhig sitzen, blätterte in der Geschichte des menschlichen Herzens und überließ ihn sich selbst, bis er mit einem höflichen Danke nach